

Körperhandeln und Körpererleben – Einführung in ein »brisantes Feld«

ANKE ABRAHAM/BEATRICE MÜLLER

Teil 1: Einheit oder Zerfall? Theoretische Überlegungen zum Körper als einem »brisanten Feld«

Spätestens seit Beginn der 1980er Jahre hat sich der Körper (in der Bundesrepublik) zu einem wissenschaftlichen Thema mit großer Ausstrahlungskraft entwickelt und inzwischen nicht nur zahlreiche geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Disziplinen erreicht und inhaltlich um körperbezogene Themen und Auseinandersetzungen bereichert, sondern sogar dazu geführt, dass einzelne Disziplinen beginnen, ihre theoretischen Fundamente zu überdenken und nach einer *systematischen* Berücksichtigung des Körpers im Rahmen ihrer Theorieentwicklung zu suchen. Da die Überlegungen, die hierzu in der Soziologie in Gang gekommen sind, grundlegende Fragen der wissenschaftlichen Konzeptualisierung vom Körper und vom Menschen berühren und für einen multidisziplinären Blick auf den Körper, wie er in diesem Band angelegt ist, von allgemeinem Gewinn sein können, soll dieser Diskussion – auch im Sinne einer Einstimmung auf die Brisanz und Existenzialität des Themas »Körper« – zu Beginn dieser Einführung ein Stück weit nachgegangen werden.

1. DER VERPASSTE KÖRPER – VERSUCHE DER INTEGRATION DES KÖRPERS IN DIE (SOZIOLOGISCHE) THEORIEBILDUNG

Im Sinne einer grundlegenden perspektivischen Erweiterung will sich die Soziologie (bzw. bestimmte soziologische Kreise) nicht länger darauf

beschränken, den Körper als ›Gegenstand‹ sozialen Handelns, sozialer Einflussnahme und sozialer Auseinandersetzung (lediglich) zu beschreiben – so wurde traditioneller Weise und auch aktuell im Sinne einer »Bindestrich-Soziologie« (Schroer 2005,10) vom oder über den Körper verfahren –, sondern verstärkt danach fragen, wie soziologische Theorien beschaffen sein müssen bzw. wie soziologisches Denken erweitert werden muss, um der Tatsache Rechnung tragen zu können, dass Akteure sozialen Handelns oder Interagierens mit einem Körper in einem materialen Sinne ausgestattet sind. So hat etwa Michael Meuser angeregt, den Körper (insbesondere in Anlehnung an die Arbeiten Pierre Bourdieus) als »Handlungssubjekt« und »Agens« zu begreifen und über diese Einführung des Körpers als einen in Rechnung zu stellenden Mit- und Gegenspieler soziologische Handlungstheorien von ihrem rationalistischen Bias zu befreien: Der Körper bringt über seine besondere Verfasstheit etwas ›Eigenes‹ ins Spiel, das nicht im intentionalen Handeln allein aufgeht (vgl. Meuser 2002, 2004); ebenso hat Gesa Lindemann mehrfach Überlegungen vorgelegt, wie das Leiblich-Affektive und die besondere materiale Beschaffenheit des lebendigen Körpers (bzw. des Körpers von Wesen, die als lebendig bezeichnet werden) in der theoretischen Konzeptualisierung von Sozialität ihren Platz finden kann und sollte (vgl. Lindemann bes. 1992, 1996, 2005, 2006; dazu ausführlicher s.u.). Und auch andere Autoren/-innen haben Vorschläge erarbeitet, wie soziologisches Denken, das stark auf die Ebene von Bewusstsein, Sprache, Wissen und Sinnkonstitution fixiert ist, etwa durch die Hinzunahme leibphänomenologischer Elemente und Grundannahmen der Philosophischen Anthropologie erweitert und wirklichkeitsgerechter werden könnte (vgl. dazu Abraham 2002 [Kap. 2 und Kap. 6], Gugutzer 2002, Fischer 2003, Jäger 2004). Nur am Rande sei daran erinnert, dass recht früh in der Soziologie, etwa bei Alfred Schütz, durchaus deutliche lebensphilosophische und damit auch leibnahe Elemente mitgedacht wurden (so in der »Theorie der Lebensformen« [Schütz 1925/1981]), diese Denktraditionen, und damit eine Begründung der Soziologie in den organischen und vitalen Fundamenten des Daseins, dann aber der Ausarbeitung der Prozesse der Sinnkonstitution und einem ›rationalistischen‹ Wissenschaftsverständnis geopfert wurden (vgl. dazu ausführlich Abraham 2002, Kap. 2.1 und 2.2).

Vor diesem Hintergrund erinnert auch Markus Schroer an den frühen Hinweis von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1966), dass nicht nur »die Gesellschaft dem Organismus Grenzen setzt«, sondern dass umgekehrt auch »der Organismus der Gesellschaft« Grenzen ihrer Entfaltung setzt (vgl. Berger/Luckmann 1996 [zuerst 1966], 193f. sowie Schroer 2005, 18) und insofern, ließe sich weiter argumentieren, der Körper bzw. Organismus bei einer soziologischen Theoriebildung, die nicht an zentralen

menschlichen Konstitutionsbedingungen vorbei argumentieren will, bereits viel eher *systematisch* hätte berücksichtigt werden müssen.

Liest man die Hinweise von Berger und Luckmann zur Grenzen setzenden Kraft des Körpers jedoch weiter, so wird bereits hier deutlich, wie brüchig diese Kraft offenbar auch schon für Berger und Luckmann war, denn sie sagen: »[...] [S]o darf man *einstweilen wohl noch* [Hervorhebung d.V.] sagen, dass der Organismus dem, was gesellschaftlich möglich ist, Grenzen setzt« (Berger/Luckmann 1996, 192). Allerdings fahren sie dann (in den 1960er Jahren) noch so fort: »Wie englische Verfassungsrichter erklärt haben, kann das Parlament alles erreichen, außer dass Männer Kinder zur Welt bringen. Wenn das Parlament auch das in Angriff nehmen würde, so dürfte das Projekt an den harten Tatsachen der Biologie scheitern. Biologische Fakten beschränken die gesellschaftlichen Möglichkeiten des Einzelnen.« (A.a.O.) Dass die »harten Tatsachen der Biologie« durch die rasanten Fortschritte in der Informatik, Robotik, Medizin und den Biotechnologien inzwischen zunehmend zur Disposition stehen und (fast) beliebig manipulierbar geworden sind (oder scheinen) und dass damit die Grenzen, die der Körper als Organismus setzt, sich zunehmend verflüssigen bzw. entgrenzt werden, ist unübersehbar – und gerade im Bereich der Reproduktionstechnologien werden an den »traditionellen« Körper von Frauen und Männern geknüpfte Vorgänge auf das Intensivste beforscht, von ihren Trägern entkoppelt und in externe Beobachtungs- und Kontroll-szenarien (in Labore, mit Einsatz bildgebender Verfahren etc.) überführt, um sie gemäß spezifischer Wünsche und Machtinteressen steuerbar zu machen (vgl. dazu etwa Graumann/Schneider 2003). Insofern ist der Körper längst nicht (mehr) »Grenze« des Sozialen oder biologisches »Schicksal«, sondern – zumindest potentiell und im Interesse spezifischer Herrschafts- und Machtinteressen – *Objekt* naturwissenschaftlicher, sozialer und politischer Verfügung und Machbarkeit. So liest sich auch die Seite des dialektischen Verhältnisses von »Natur« und »Gesellschaft«, die Berger und Luckmann als den Einfluss der Gesellschaft *auf* den Organismus beschreiben, als die wesentlich massivere und machtvollere, ja den Organismus fast erdrückende Seite.

Dieses »Regieren« über den Körper resultiert – so legen es zentrale anthropologische und geistes- und bewusstseinsgeschichtliche Untersuchungen nahe – aus den folgenden Setzungen: 1. aus der anthropologischen Bestimmung des Menschen als einem »höher« entwickelten Wesen, das zu einer »exzentrischen Positionalität« (Plessner) befähigt ist und so auch den Körper zum Gegenstand seines Nachdenkens, Handelns, Versorgens und Verbesserns machen kann und 2. aus der in der abendländischen Kultur so fest verankerten Überzeugung von der Dichotomie von »Leib« und »Seele« bzw. von »Körper« und »Geist« und der allenthalben sozial auffind-

baren und in der alltäglichen Deutungspraxis immer wieder bestätigten und zur Faktizität geronnenen *Höherwertigkeit* des Geistes gegenüber dem vermeintlich minderwertigeren Körper. Der Körper oder Organismus wird damit zum ›Opfer‹ des geistigen Zugriffs und das Eindringen in seinen Aufbau und in das Verständnis seiner Funktionen zum Einfallstor seiner realen Manipulation und tendenziellen bis faktischen Auflösung und Ersetzung durch technische Substrate (vgl. dazu auch Schneider 2005).

2. VON DER VERLETZLICHKEIT DES KÖRPERS UND DER KULTUREN

Auf der anderen Seite zeigt sich die Vulnerabilität von Kultur, Gesellschaft und Mensch gerade auf der physischen Ebene – und zwar über alle Zeiträume und Kulturen hinweg. Körperlich gebundenes Leben bedarf stets sorgfältiger und nachhaltiger Versorgungsbedingungen, diese Bedingungen werden aber regional wie global durch unangemessenes Handeln immer ungünstiger (Ausbeutung von Menschen und Natur, Misswirtschaft, Waffenarsenale, Krieg und Terror) und selbst in einem reichen und demokratisch verfassten Land wie der Bundesrepublik ist bei weitem nicht für jedes Mitglied die physische Integrität (im Sinne von Schutz, Nahrung, körperlichem Wohlbefinden) gesichert. Wir haben es also schon allein deshalb beim (menschlichen) Körper mit einem »brisanten Feld« zu tun, weil mit dem ›Wohl und Wehe‹ des Körpers die Existenz unseres Lebens und unserer Kultur steht und fällt.

»Brisant« ist der Körper in weiterer Hinsicht, weil Überlegungen zur systematischen Integration der körperlichen Verfasstheit des Menschen in die Ausarbeitung von Theorien über menschliches Leben und Wirken erst in dem Moment auftauchen, in dem der Körper in hohem Maße bedroht und gefährdet ist. In dem eben angedeuteten existenziellen Sinne war er das zwar historisch schon immer, ist es aber – trotz oder gerade wegen der spezifischen Entwicklungsrichtungen bestimmter Technologien – auch im 21. Jahrhundert immer noch und auf eine sehr spezielle Weise. Zum einen in der Richtung, dass etwa Waffen, klimatische Veränderungen, toxische und emotionale Belastungen oder ein riskantes Verhalten den Organismus bedrohen, schädigen oder ganz auslöschen können, zum anderen in der Richtung, dass Körper spezifische technisch induzierte Veränderungen erfahren (im molekularen, neuronalen, chemischen, physikalischen Bereich) und damit zu ›anderen‹ Körpern mit ›anderen‹ Möglichkeiten der Wahrnehmung, der Bewegung, des Ausdrucks werden (können). Technologische Entwicklungen, die auf den Körper bezogen sind und am Körper anschließen (vgl. Lindemann 2005, 2006), erlauben Verlängerungen, Potenzierungen, Manipulationen und Vervielfältigungen des Körpers in

einem bisher unbekannten Ausmaß. Das rasante Tempo der Entwicklungen ist historisch neu; die Feinheit, Kleinheit und Spezifik der Operationseinheiten (etwa im Mikro- und Nanobereich) verunmöglicht dem Laien einen tatsächlichen Einblick; die Effekte der Entwicklungen sind längst nicht mehr kontrollierbar; der Druck auf ein ›Mitziehen‹ und die ›Irreversibilität‹ der begonnenen Transformationen steigt – um nur einige der besonders augenscheinlichen Merkmale biotechnologischer Eingriffe zu nennen. Je nach Geschmack können die Möglichkeiten, die hochmoderne Technologien eröffnen (etwa im Bereich der Reproduktions- und Transplantationstechniken, Prothetik, Robotik, Digitalisierung, Genetik etc.), als faszinierende Erweiterungen menschlichen Daseins begrüßt werden oder als alarmierende Vorboten einer nicht mehr nachfühlbaren und aushaltbaren Transformation und Auslöschung dessen, was wir bisher unter »Natur« und »Leben« verstanden haben, angesehen und erlebt werden.

Insbesondere unter einem *geschlechterkritischen* und *feministischen* Blickwinkel kann deutlich werden, wie etwa mit der Hirnforschung als neuer Leitwissenschaft und den Neurotechnologien männliche Phantasien von der Herrschaft des Geistes über den Körper und von der technologischen Infiltrierung und Kontrolle des Gehirns (als vermeintlicher Steuerzentrale des Lebens) immer stärker an Boden gewinnen. Damit wird die Komplexität menschlichen Lebens in unerträglicher Weise auf Algorithmen verkürzt, es werden längst überwunden geglaubte Dichotomien diskursiv neu hervorgetrieben und belebt (etwa die Aufwertung des ›männlichen‹ Geistes/Gehirns und die Abwertung des ›weiblich‹ konnotierten Körpers und der Emotionen) und es wird in den Amalgamierungen vom Mensch-Maschine-Algorithmus zunehmend möglich, diese ›weiblichen‹ Bereiche auch praktisch und faktisch an den Rand zu drängen (vgl. dazu ausführlich den Beitrag von *Sigrid Schmitz* in diesem Band).

3. WIE DER KÖRPER GEDACHT WIRD UND GEDACHT WERDEN KÖNNTE

Die technologisch möglich werdenden Entgrenzungen werden flankiert von entsprechenden konstruktivistischen, dekonstruktivistischen und systemtheoretischen Überlegungen, die den Körper als ein Konstrukt entlarven, von einer Fragmentarisierung des Körpers sprechen und Materiales in Sichtweisen und Bedeutungen auflösen.

Ein zentrales Problem in diesem Zusammenhang ist, dass der Körper im Sinne einer traditionellen Deutung ›undenkbar‹ gemacht wird: Die Vorstellung, der Körper sei etwas Ontologisches, etwas Gegebenes, eine eigenständige Größe (was ja keinesfalls ausschließen muss, dass der Körper eine hohe Plastizität und Anpassungsfähigkeit besitzt und hochgradig offen ist

für kulturelle Einschreibungen), wird von aktuellen Denkströmungen (mit dem Vorwurf der Ontologisierung oder Essentialisierung) entschieden bis kategorisch zurückgewiesen. Wenn oben von der (anthropologischen) »Verfasstheit« des Menschen und in Klammern von der »Bestimmung« bzw. »Deutung« des Menschen die Rede war, so verweist dies ganz in diesem Sinne auf ein *Kardinalproblem*, dem wir grundsätzlich und in einer existenziell bedeutsamen Weise begegnen, wenn wir fragen, womit wir es zu tun haben, wenn wir vom Körper sprechen. Von der »Verfasstheit« zu reden impliziert, dass wir meinen, wir hätten es hier mit einem unumstößlichen, eindeutigen Faktum zu tun, von der »Bestimmung« oder »Deutung« zu sprechen meint, dass wir (an-)erkennen, dass es sich hier um eine geistige Konstruktion handelt. Grundsätzlich geraten wir bei einer so gearteten Gegenüberstellung in ein Dilemma: Ontologisches oder das Eigentliche der Dinge – ihre tatsächliche »Verfasstheit« – bleibt uns prinzipiell verschlossen, weil wir Dinge nur durch das Nadelöhr des Gewahrens und der Wahrnehmung (was bereits Selektionen impliziert) und der geistigen Registrierung überhaupt erkennen können. Insofern kann auch der Körper überhaupt nur als eine Abstraktion vorliegen, als ein Bild, das wir uns von ihm machen. Folgt man diesem Gedanken im Rahmen der Soziologie konsequent, so landet man bei zwei gängigen (und durchaus inspirierenden) Varianten des Nachdenkens über den Körper: der wissenssoziologischen und der systemtheoretischen.

Im Sinne einer *wissenssoziologischen* Variante bemerkt Schroer, »dass die Antwort auf die Frage, was der Körper sei, nur lauten kann: Das, was in den verschiedenen Zeitaltern, Gesellschaften und Kulturen darunter verstanden wurde und wird« (Schroer 2005, 25). Und er fährt fort: »Insofern lauten die Fragen, mit denen sich eine Soziologie des Körpers zu beschäftigen hätte: Auf welche Weise wird der Körper sozial und kulturell konstruiert? Wie wird über ihn kommuniziert? Wie und von wem wird er beobachtet?« oder auch: »Welche Funktion erfüllt die Rede über den Körper? Was sagt eine Körperorientierung bzw. -vernachlässigung über die jeweilige Gesellschaft aus?« (A.a.O.) Dies sind gewichtige Fragen und sie können ausgesprochen bedeutsame Erkenntnisse zu Tage fördern über das Verhältnis, das Mitglieder unterschiedlicher Kulturen zu ihrem Körper entwickeln und leben oder das Gesellschaften etablieren. Der Körper bleibt hier jedoch ein Konstrukt im Sinne der »Rede über den Körper« und es wird die Tür zugeschlagen zu der Frage, ob der Körper nicht möglicherweise doch eine *Eigendynamik* und »asoziale« Qualitäten besitzt, die in den Bildern und Reden über ihn *nicht* aufgehen. Oder etwas provokanter ausgedrückt: Es könnte doch sein, dass sich der Körper herzlich wenig darum schert, wie wir ihn sehen oder deuten – er reagiert auf kulturelle Herausforderungen in seiner Sprache und er macht, was ihm gemäß ist.

Und schaut man in das Alltagserleben, in Situationen des Errötens, des Schwitzens, des schnellen Herzschlags, des Stotterns – so tut er das (eingebettet in spezifische kulturelle Erwartungen und Herausforderungen) sogar recht häufig und nicht selten gegen unseren Willen, dieser »Verräter« (wie Schroer ihn als einen »eher unzuverlässige[n] Partner des Selbst« nennt; Schroer 2005, 16). Dass die Annahme, der Körper hätte eine Eigen-dynamik, auch ein »Konstrukt« ist, ist nicht zu bestreiten – aber: dieses Konstrukt führt eine Seinsebene als Denkmöglichkeit (wieder) ein, die in anderen Denkmodellen radikal ausgegrenzt wird.

Ein solcher Fall der radikalen Ausgrenzung liegt im *systemtheoretischen Denken* vor:

Systemtheoretischem Denken scheint ein Körper (bzw. eine Körperauf-fassung) mehr als suspekt, der jeder Beobachtung *zuvor* sein soll und ein »seltsames Primat hat gegenüber jeglicher Kognition« (Fuchs 2005, 48). Systemtheoretisch gedacht ist der Körper nicht mehr (und nicht weniger) als eine »Umwelt« eines sozialen Systems (Gesellschaft) und eines psychi-schen Systems (Mensch) und er ist vor allem *ausschließlich* das Resultat einer Beobachtung, mithin eine vom Bewusstsein geschaffene Vergegen-wärtigung. Daraus folgt: Der Körper des Menschen *ist* seine Beobachtung, weil ein Verlassen der Beobachtungsebene ein Verlassen der Sinnform im-plizieren würde und von diesem »Jenseits« aus nichts mehr zu berichten wäre. Die alltäglich erlebbare Super-Evidenz des Körpers, die uns den Kör-per als etwas Unhintergebares und Konkretes nachdrücklich erfahrbar macht, ist aus diesem Blickwinkel eine Schimäre, denn das Bewusstsein wohnt nicht im Körper, sondern der Körper wohnt im Bewusstsein (vgl. a.a.O., 49). Konsequenz ist, dass der Körper nicht (mehr) als eine dem Be-wusstsein vorgängige Einheit gedacht werden kann, sondern dass er, ent-sprechend der gesellschaftlichen Prozesse funktionaler Differenzierung und Pluralisierung und der damit korrespondierenden Schaffung eines polykontexturalen Bewusstseins, nur (noch) fragmentiert und polykontext-ural gedacht werden kann. Man könnte auch sagen: Der Körper »zerfällt« in die Gelegenheiten und Weisen der *beobachtenden* Bezugnahmen auf ihn.

Andererseits konstatiert der Systemtheoretiker Peter Fuchs, dass die »unaufhörlichen Reden« über den Körper (der Körper als Dauerthema der alltäglichen und wissenschaftlichen Kommunikation) der Ausdruck einer *Krise* psychischer Systeme sind, die nach einer »De-fragmentarisierung« suchen, und dass sich hier die (scheinbare) Super-Evidenz des Körpers anbieten würde: »Er wird (auch und vor allem soziologisch) als dasjenige gehandelt, worin und woran sich Bewusstseine singularisieren, sich indi-vidualisieren, gerade weil das Bewusstsein selbst alles andere als singular oder individuell ist [...].« (Fuchs 2005, 67)

Hier wäre einzuwenden, dass die Soziologie, etwa mit Marcel Mauss,

Norbert Elias, Michel Foucault und Pierre Bourdieu, aber auch gezeigt hat, wie wenig »singulär« und »individuell« gerade der Körper ist (und nicht nur wie wenig singulär das Bewusstsein ist) und wie stark er durchdrungen ist von gesellschaftlichen Formierungs-, Disziplinierungs- und Einschreibungsvorgängen. Und – so wäre weiter zu argumentieren – der Körper kann nur dann »durchdrungen« werden von sozialen Vorstellungen und Erwartungen, wenn sie ihn auch konkret treffen und wenn sie dabei auf »etwas« treffen, das Widerstand bietet, das eine materiale Konsistenz besitzt. Mit Fuchs ernst zu nehmen und zu fragen wäre hier, *dass, warum und mit welchem Erfolg* Menschen trotz (oder gerade wegen?) der sozialen Durchdringung des Körpers der Meinung sind oder das Gefühl haben, ihr (>mein<) Körper sei etwas Einmaliges, Unverbrüchliches, Halt gebendes. Eine Antwort könnte sein: Eben weil er *material* ist. Der Hinweis von Fuchs macht nur dann Sinn, wenn man annimmt, dass die einzelnen psychischen Systeme subjektiv davon ausgehen, dass sie einen Körper haben, dass sie diesen Körper auch spüren und dass ihre im besten Sinne des Wortes »ir-rationale« Reaktion, im Zerfall des Denkens und Handelns im Körper einen Einheitspunkt ausmachen zu wollen, subjektiv Sinn macht, ja vielleicht sogar im psychischen wie im physischen Sinne existenziell notwendig ist. Eine spannende Frage wäre, wie dieser Einheitspunkt subjektiv jeweils hergestellt, erlebt und gelebt wird.

Fuchs merkt an, dass die angestrenzte (alltägliche und wissenschaftliche) Thematisierung und Inszenierung des Körpers den Körper weiter sabotiert, indem er zur »Sinnverfügungsmasse« wird, und so den Weg frei macht für »Sinnmutanten« und funktionale Äquivalente (vgl. a.a.O., 68). Hier wäre zu fragen, ob eine solche Sicht auf die vorfindbaren individuellen Körperpraxen (die damit verbundenen Sehnsüchte) und die wissenschaftliche Analyse des Schicksals des Körpers nicht das Gegenteil dessen bewirkt, was sie (vielleicht) beabsichtigt, und sich damit als kongeniale Partnerin in der Produktion »neuer« Körper in virtuellen und realen Räumen erweist: Mensch und Maschine, Natürliches und Künstliches, Organisches (oder Teile davon) und Technisches schmelzen zur Unkenntlichkeit ineinander und figurieren so neue Daseinsformen. Der Primat des kreativen, schaffenden Bewusstseins und die damit verbundene Hybris werden hier auf die Spitze getrieben, andere Denkfiguren – etwa die Idee von der Unterhintergebarkeit und Eigenständigkeit des materialen Körpers – werden marginalisiert und zum Schweigen gebracht.

4. REKURS AUF DAS MATERIALE DES KÖRPERS

Gesa Lindemann kritisiert die Systemtheorie und eine auf die Rekonstruktion von Sinn ausgelegte Handlungstheorie in einem vergleichbaren Sinne: Sie beklagt, dass sich die allgemeine soziologische Theoriebildung bisher erfolgreich gegen das Ansinnen immunisiert hat, den Körper als konstitutiv für soziale Prozesse zu begreifen. Insbesondere hält sie es für unverständlich, »warum die Gegenstände soziologischer Forschung fast ausschließlich immateriell konzipiert werden« (Lindemann 2005, 114f.) und man den Eindruck gewinnt, man hätte es in der Konzeption des Sozialen mit Engeln zu tun und nicht mit Wesen aus Fleisch und Blut. Durch die spezifische Fokussierung auf sinnhafte Phänomene (bei Niklas Luhmann wird das Soziale auf die Ebene sinnprozessierender Systeme gelegt, die durch Semantiken und Codes gekennzeichnet sind und ganz ohne körperliche Wesen auskommen; bei Max Weber dominieren sinnhaftes Handeln und werthafte Orientierungen) werden der Leib bzw. der Körper systematisch ausgeblendet und zentrale Elemente des sozialen Lebens *nicht* erfasst, so zum Beispiel: 1. die leiblich-affektive Zuständigkeit von Ego und Alter, die ein wesentliches Moment in der Ausgestaltung von Verhaltensabstimmungen ausmacht; 2. die Bedeutung physischer Gewalt und physischer Disziplinierung als ein Mittel der Gestaltung sozialer Beziehungen; 3. die Bedeutung und Funktion, die (am Körper ansetzende) Technik als Medium der Abstimmung zwischen Ego und Alter hat bzw. haben kann. Wenn man Soziales bzw. Sozialität als Verkörperungen von Verhaltensabstimmungen begreift, so gelingt einem auch ein angemesseneres Verständnis der Abstimmungen und Effekte, die in der Interaktion von Leib – Körper – Technik stattfinden.

Zur theoretischen Herleitung und Absicherung eines solchen angemesseneren Verständnisses rekurriert Lindemann auf Helmuth Plessner und stellt drei körperbezogene Zustandsformen des Menschen heraus: »Personale Akteure« (Menschen) können in sozialen Zusammenhängen 1. als bloß dinghafte Körper aufgefasst werden (etwa als Masse oder Gewicht, wenn Flugzeugbauer statische Berechnungen anstellen); 2. als eine Apparatur, in der ihr Leben realisiert ist (die Medizin fasst den Körper zumeist in dieser Weise auf); 3. als ein intelligentes, lernfähiges, leibliches Selbst. Mit einer solchen Konzeption ist nicht nur realisiert, dass Akteure immer auch in einer materiellen Anwesenheit und Verfasstheit zu denken sind, sondern es wird über die Stufung von materiellen Daseinsformen auch die Möglichkeit eröffnet, soziale Verhaltensabstimmungen und Zuwendungen differenzierter zu erfassen und sie auch zu kritisieren – etwa dann, wenn soziale Bezugnahmen auf den personalen Akteur im Sinne des »dinghaften Körpers« oder im Sinne einer »Apparatur« als unange-

messen und menschenunwürdig erscheinen. Solche vor dem Hintergrund der Komplexität des Lebendigen unangemessenen Bezugnahmen liegen etwa dann vor, wenn der Mensch *nur noch* als Verlängerung eines Apparates verstanden wird oder wenn er – wie es in bestimmten Zweigen der Neurotechnologie der Fall ist – auf das mathematische Programm einer Maschine reduziert wird und sich das biologische Substrat diesem Maschinenprogramm anzupassen hat.

Das psychische System, den sozialen Akteur oder den Menschen als ein »intelligentes, lernfähiges, leibliches Selbst« anzusprechen impliziert, dass dieses Selbst leiblich-affektiv in der Welt verankert ist, auf diese Weise an ihr teilhat, sie gestaltet und sie wie sich selbst wahrnehmen und reflektieren kann.

5. DIE LEIBLICHE SEITE DES KÖRPERS

Mit dem »leiblichen Selbst« wird eine Sicht auf den Körper eröffnet, die im Rahmen der Phänomenologie und der Philosophischen Anthropologie mit Nachdruck ausbuchstabiert wurde – etwa von Maurice Merleau-Ponty, Edmund Husserl, Max Scheler, Helmuth Plessner, Hermann Schmitz (vgl. im Überblick u.a. Waldenfels 2000) – und die sich mit Gewinn mit einer soziologischen Perspektive verschränken lässt. Hier muss es genügen, mit einigen Andeutungen zu zeigen, welche entscheidenden soziologischen Leerstellen mit Hilfe des Begriffes vom »Leib« oder auch »Leibkörper« gefüllt werden könnten.

Im »Leib«, so könnte man sagen, realisiert sich das Subjekt in einer vorsprachlichen und vorbewussten Weise. Nach Hermann Schmitz ist der Leib bzw. der *eigene* Leib »das, was er [der Mensch; d.V.] in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken) und des perzeptiven Körperschemas (d.h. des aus Erfahrungen des Sehens und Tastens abgeleiteten habituellen Vorstellungsbildes vom eigenen Körper) zu stützen« (Schmitz 2007, 15f.). In diesem Sinne ist der Leib »besetzt mit leiblichen Regungen wie Angst, Schmerz, Hunger, Durst, Atmung, Behagen, affektives Betroffensein von Gefühlen. Es ist unteilbar flächenlos ausgedehnt als prädimensionales (d.h. nicht bezifferbar dimensioniertes, z.B. nicht dreidimensionales) Volumen, das in Engung und Weitung Dynamik besitzt.« (A.a.O., 16) Schmitz bietet mit diesem Leib-Verständnis eine Vorstellung an, die das registrierende, analytische Denken suspendiert und sich auf einer Ebene des Gewahrens, Spürens, Merkens bewegt, die uns unmittelbar erlebbar ist, die aber sprachlich nur unter großer Anstrengung und mit hohen Reibungsverlusten »zu haben« ist. Und dennoch entstehen hier

große Evidenzen, die nicht von der Hand zu weisen sind. Zahlreiche Vollzüge zwischenmenschlichen Handelns und im Umgang mit Gegenständlichkeiten spielen sich in diesem Bereich des atmosphärischen Spürens ab, das mitunter eine stärker strukturierende Kraft entfalten kann als das bewusste Wahrnehmen oder die sprachliche Artikulation. Jürgen Hasse hat dies sehr schön in einer Studie zur Stadt als erlebtem und gelebtem Raum deutlich gemacht – in dem nachfolgenden Zitat wird das Wohlgefühl, das die Sicherheit gebende Stadtmauer den Städtern im Mittelalter gab, zum Anlass genommen, über die grundsätzliche Bedeutung des leiblich gebundenen Fühlens und des Gefühls zu sprechen, das sich in der Begegnung von Mensch und Materie ergibt, *bevor* sprachlich codierte oder codierbare Bedeutungen entstehen:

»Die Stadt ist in ihrer Materialität unbestreitbar. [...] Wegen ihres Beheimatungspotentials war die Stadt nicht nur ein Raum besser erdachten Lebens. Das dichotomische Denken in Kategorien von Dingen und Bedeutungen unterschlägt den *Gefühlskern* [Hervorhebung d.V.], der allen Bedeutungen vorausliegt. So verbanden sich auch die Lebensvollzüge des Städtischen zunächst mit einem positiv erlebten *Gefühl* guten Befindens in den Städten. Mit anderen Worten: Bedeutungen haben eine leibliche Vor-Bedeutung im außersprachlichen Bereich spezifischen Befindens. [...] Bevor etwas evaluativ mit einer sprachlichen Bedeutung verknüpft wird, hat es als Herd von Betroffenheit bereits Aufmerksamkeit gefunden.« (Hasse 2003, 171)

Edmund Husserl hat (ähnlich wie Plessner) vom »fungierenden Leib« gesprochen und meint damit, dass der Leib (im Gegensatz zum Körper als Ding) an der Unterscheidung zwischen sich und dem Außen selbst teil hat (er *fungiert* in der Unterscheidung selbst), während der Körper als ein Ding von außen betrachtet wird, selbst aber an diesem Vorgang nicht teilhat. Das Betrachten einer Sache als Ding (hier: etwa des Körpers) bezeichnet Husserl als »naturalistische Einstellung«, *primär* und ihr *vorgelagert* ist aber die »personalistische Einstellung«, die im Leib als seiendem und erlebendem Organ gründet (vgl. Waldenfels 2000, bes. Kap. VI: »Der Leib als Umschlagstelle«, sowie *Jürgen Seewald* in diesem Band).

6. INTEGRATION VON DENKMÖGLICHKEITEN UND IHRE BRECHUNG AN DEN ZWÄNGEN NEOLIBERALER GESELLSCHAFTEN

Diese Andeutungen mögen genügen, um Folgendes zu zeigen: Nimmt man die phänomenologischen Überlegungen ernst, so weisen sie den Weg in einen Bereich, der 1. *vor* der Sprache und dem Bewusstsein liegt, der

2. dem phänomenalen Fühlen und Empfinden eine das Soziale strukturierende Kraft zuspricht, der 3. insbesondere mit dem Konzept der »Zwischenleiblichkeit« (Merleau-Ponty 1966) auf die Entstehung von Konfigurationen und Effekten im »Zwischen« sich begegnender materialer Körper verweist und der 4. die Unhintergebarkeit des Leibes als Mittler von Empfindungen und Äußerungen betont. An diesen Konstituenten – auch wenn sie Konstrukte sein mögen – sollten die Soziologie und alle Wissenschaften, die sich mit dem Körper und seiner Bedeutung für das menschliche Leben befassen, nicht vorbei gehen.

Wenn man sich auf sie einlässt, so könnte etwas Weiteres gelingen: Es kann (wieder) denkbar werden, dass der Körper bzw. der Leib etwas ist, das eigenen Gesetzen und einer eigenen Dynamik folgt, das Grenzen hat, das endlich ist, das Bedürfnisse hat und das eine eigene Würde hat. Diese Perspektive würde wiederum Wege eröffnen zu einer anderen *ethischen* Haltung dem Körper gegenüber: Der Körper könnte aus seinem Status als ›Objekt‹, als ›Gegenstand‹ und als ›Verfügunsmasse‹ geholt und stärker als ein wertzuschätzender Partner (weniger als ein »Verräter«) behandelt werden. Dies würde womöglich gedeihlichere Verhältnisse für unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden, für unsere zwischenmenschlichen Beziehungen und die Strukturierung unserer Lebens- und Sinnbezüge allgemein bedeuten.

Zu fragen ist bei so einem Anliegen allerdings, ob und wie dies in einer kapitalistisch-neoliberalen Gesellschaft gelingen kann, deren zentrales Anliegen die uneingeschränkte Kapitalakkumulation ist (vgl. u. a. Boltanski/Chiapello 2006, 39) und die sich durch Prinzipien des Wettbewerbs und der Leistungssteigerung auszeichnet und daher permanent zu einem Umgang mit dem Körper anhält, der einerseits körperliche Bedürfnisse in schädigender Weise unterdrückt (etwa Bedürfnisse der Regeneration, der Muße, der Bewegung, des echten Ausgleichs) und andererseits zu ständigen Körper-Optimierungen anhält. Um die Verschränkung von neoliberalistischen Erfordernissen und Körperumgangsweisen in ihrer Brisanz ein wenig plastischer zu machen, sei hier ein kurzer Exkurs gestattet.

Exkurs: Zum Zusammenhang von Neoliberalismus und Körperumgangsweisen

Die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen aufgrund ökonomischer Interessen der Gewinnmaximierung, der daraus folgende Abbau von Arbeitsplätzen (die sog. ›Verschlankung‹ von Unternehmen) sowie der Umbau von Arbeitsverhältnissen (Leiharbeit, Teilzeitarbeit etc.) führen dazu, dass die Beschäftigungsverhältnisse prekär werden und der psychische Druck auf die Arbeitnehmer/-innen und Arbeitslosen steigt, ihren Körper »kapitalismuskompatibel« (Degele/Schmitz 2009) zu gestalten. Schon Antonio

Gramsci analysierte, dass ein bestimmter Produktionstyp, um bestehen zu können, eine bestimmte Lebensweise erfordert (Gramsci 1993, 1028; Nowak 2007, 60). Das Leitbild des derzeitigen Produktionstyps des flexiblen Kapitalismus oder Neoliberalismus ist der »flexible Mensch« (Sennett 1997; Kreisky 2006, 230; Schröder 2008). Auf der einen Seite suggerieren die Verhältnisse, dass in der nun scheinbar klassenlosen Gesellschaft, so der herrschende Diskurs, jeder Mensch für das eigene Glück, die eigene Gesundheit, den eigenen Erfolg verantwortlich wäre, vielfältige Möglichkeiten habe und deshalb an sich und seiner Leistung arbeiten müsse. Auf der anderen Seite führt die Unsicherheit und Angst vor Arbeitslosigkeit dazu, dass längere Arbeitszeiten, erhöhter Leistungsdruck und entwürdigende Niedriglöhne hingenommen werden (müssen). Das mögliche Scheitern an den Herausforderungen, Erfolgserwartungen und Belastungen wird in das Subjekt verlagert, damit individualisiert, und die tatsächlichen Ursachen sozialer Ungleichheiten und sozialer Verelendungsprozesse werden verdeckt.

Gemäß des neoliberalen Leitbilds vom leistungsfähigen, jungen, schönen und attraktiven Körper wird die Anpassung der Körper an herrschende Ideale zur Normalität (vgl. Kreisky 2006, 232f.). Der Körper, so scheint es, ist damit zum Feld für eine ausgeweitete Kapitalakkumulation geworden. Nicht mehr nur die Hülle des Körpers (klassische Bereiche sind hier z.B. Mode und Kosmetik) kann als kommerzialisierbar betrachtet werden, sondern auch das Körper-Innen wird nun in wachsendem Maße der Profitsteigerung untergeordnet – von Angeboten zu Gesundheit, Wellness und Entspannung bis hin zu invasiven und stark manipulierenden biotechnologischen Veränderungen (vgl. hierzu die Beiträge von *Schmitz* und *Abraham* in diesem Band). Die Arbeit an der Verbesserung der Leistungsfähigkeit und der Attraktivität und damit am eigenen Selbst verschiebt körperliche Grenzen (Müdigkeit, Erschöpfung, äußere Erscheinung etc.) und erweitert sie, um im Wettbewerb bestehen zu können.

Kurzum: Es besteht ein enormer Druck, die körperbezogene Lebensweise dem neoliberalen Produktionstyp anzupassen. Allerdings kann nicht davon ausgegangen werden, dass diese Anpassung durch direkte Gewalt erzwungen wird. Eher verankert sich dieses Herrschaftsverhältnis durch Verinnerlichung der hegemonialen Diskurse, Normen und ökonomischen Zwänge. Mit Michel Foucault gesprochen gibt es eine Verknüpfung von Techniken der Herrschaft über Individuen, mit jenen Prozessen, bei »denen das Individuum auf sich selbst einwirkt« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000, 29). Der Kontaktpunkt der Verknüpfung kann »Regierung« genannt werden (a.a.O.): »Die neue Form der Regierung« (Kaindl 2007, 142) bedeutet also nicht Unterdrückung der Subjektivität, sondern

»Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000, 29).

So zeigt sich in kapitalistisch und neoliberalistisch verfassten Gesellschaften einmal mehr, dass die Behandlung des Körpers als ›Objekt‹ und ›Gegenstand‹ der Verfügung, als Dispositionsmasse und Ressource im Einsatz ›höherer‹ (hier vornehmlich ökonomischer) Ziele das absolut dominante kulturelle Handlungs- und Deutungsmuster ist, und dass die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften mit ihrer Beschreibung und Behandlung des Körpers als ›Gegenstand‹ diese Tradition ebenso abgebildet wie zu ihrer Verfestigung beigetragen haben. Um hier ›Auswege‹ zu finden, bedarf es neuer Denkwege und einer Auflösung bestimmter Denkverbote – Hinweise hierzu wurden in Kap. 5 und 6 gegeben.

Bezogen auf die Frage, wie der Körper zu sehen ist oder wie er sich uns aus unterschiedlichen Perspektiven darstellt (vgl. Kap. 3) – als ein »super-evidenter« Einheitspunkt oder/und als ein »zerfallenes« und nur »fragmentarisch« in den Blick zu bekommendes Etwas –, wäre vor dem Hintergrund der hier angedeuteten Szenarien und referierten Zusammenhänge Folgendes zu sagen: Der Körper ist beides. Er ist Einheitspunkt in dem Sinne, dass er – auf eine letztlich sprachlich-analytisch uneinholbare Weise – stets mehr und etwas anderes ist, als wir ihn denken können, und in diesem eigensinnigen und ihm eigentümlichen Sein (das sich uns entzieht) ist er ein würdevolles und zu respektierendes ›Eins‹; und er ist uns *zugleich* immer nur fragmentarisch zugänglich, in Splintern, Facetten, ausgewählten Eindrücken und Bezugnahmen. In praktischen Vollzügen und leiblich-affektiven Erfahrungen *ahnen* wir seine Eigentlichkeit, seine Evidenz, seine unhintergehbare Faktizität – gedanklich wirklich zu ›fassen‹ bekommen wir sie (und damit den Körper) aber nie. Daraus nun aber den Schluss zu ziehen: »Was wir nicht denken können, das existiert auch nicht« wäre fatal – dies würde nämlich auch bedeuten, dass wir uns systematisch der Erkenntnisquelle verschließen, die das Fundament unseres Denkens ist: der Intuition und dem leiblich-sinnlichen Empfinden.

7. »KÖRPERHANDELN« UND »KÖRPERERLEBEN«

Die Beiträge des vorliegenden Bandes lassen sich um die Begriffe »Körperhandeln« und »Körpererleben« zentrieren. In den vorherigen Ausführungen ist indirekt hierzu schon viel gesagt worden. Da aber »Körperhandeln« und »Körpererleben« hochgradig mehrdeutige Begriffe sind, sei es erlaubt, an dieser Stelle – und als Überleitung zum zweiten Teil der Einführung – noch ein paar Präzisierungen anzubieten:

Die Mehrdeutigkeit der Begriffe »Körperhandeln« und »Körpererleben« verweist auf zentrale und unhintergehbare Konstitutionsbedingungen unserer körperlich gebundenen Existenz und hat etwas damit zu tun, dass uns der Körper prinzipiell in einer mehrfachen Weise gegeben ist: als ein ›Objekt‹ oder ›Gegenstand‹, über den wir verfügen können und müssen, und als ein Mittel oder Medium, das uns – in wiederum verzwickter doppelter Weise – nicht nur das Wahrnehmen, Erleben, Erkennen und Handeln ermöglicht, sondern das wir zugleich auch selbst *sind*. Mit den Mitteln des Körpers oder ›als‹ Körper ist uns also nicht nur das Fühlen, Denken und Handeln möglich, sondern der Körper selbst kann zum Gegenstand unseres Fühlens, Denkens und Handelns gemacht werden und ist *zugleich* der Ort, von dem wir als Person, Subjekt oder Ich ausgehen und in Kontakt mit der Welt treten, in den wir aber auch auf die vielfältigste Weise immer wieder zurückfallen – etwa in der Krankheit, im Schmerz, im Tod oder auch in der Freude, im Selbstausdruck und in der Identifikation mit unserer Erscheinung, unseren Bewegungen und unseren Gesten.

»Körperhandeln« und »Körpererleben« sind so also mindestens in den folgenden Weisen auszulegen und zu verstehen: 1. als ein Handeln, das *dem* Körper geschieht – der Umgang mit dem Körper, der Gebrauch des Körpers, die Ausbildung von Körpertechniken und von Körperpraktiken liegen ganz auf dieser Linie; 2. als ein Handeln, das *über* den Körper geschieht – in diesem Sinne ist der Körper Instrument, Mittler oder Medium unseres Empfindens, Fühlens, Denkens, Tuns und Unterlassens; 3. als ein Handeln *des* Körpers – auch hier ist der Körper Medium unseres Agierens, er übernimmt aber in eigenmächtiger Weise Regie und setzt den bewussten Willen phasenweise oder partiell, mitunter aber auch total außer Kraft. Dies geschieht in sämtlichen autonom gesteuerten Bewegungen des Körpers und in körpereigenen Reaktionsformen zur Abwehr oder zur Überwindung von Krankheit, aber auch bei allen Vorgängen, die sich unterhalb der Ebene des Bewusstseins im Vorbewussten und Unbewussten abspielen und sich einer bewussten Kontrolle entziehen – Routinehandlungen, inkorporierte Verhaltensmuster und Gewohnheiten, Körperreaktionen, die durch starke Emotionen ausgelöst und begleitet werden, oder psychosomatische Reaktionen sind hier typische Beispiele.

Analog lässt sich für das Körpererleben konstatieren: Auch hier gibt es 1. ein Erleben *vom* Körper (ich nehme etwas an meinem oder in meinem Körper wahr), 2. ein Erleben *über* den Körper (der Körper als Medium des Erlebens) und 3. ein Erleben *des* Körpers in dem fundamentalen Sinne, dass der Körper als eine eigenständige Empfindungseinheit etwas gewahren, registrieren, ›merken‹ kann. Wie in Kapitel 5 angedeutet, so hat die Leibphänomenologie zu diesem letztgenannten Punkt am meisten zu sagen.

Teil 2: Der Körper im Spiegel multidisziplinärer Zugänge – Hinweise zum vorliegenden Band

Die in diesem Band versammelten Beiträge gehen auf die Idee zurück, die an der Philipps-Universität Marburg existierenden körperbezogenen Forschungsaktivitäten sichtbar zu machen und im Sinne einer stärkeren Vernetzung der Forschung aus verschiedenen Fachdisziplinen nach Schnittstellen und gemeinsamen zukünftigen Forschungsanliegen zu fragen.

Der Einladung zu einer entsprechenden Tagung (»Interdisziplinäre Tagung ›Körperdiskurse‹« vom 12.-14. Dezember 2008 an der Philipps-Universität Marburg), auf der eigene aktuelle körperbezogene Forschungen vorgestellt und diskutiert werden konnten, und der Anfrage nach einem Beitrag für die vorliegende Publikation sind viele Kolleginnen und Kollegen spontan und engagiert gefolgt und es hat sich gezeigt, dass das Körperthema inzwischen tatsächlich zahlreiche Fächer und Disziplinen bewegt.¹ So sind in diesem Band Beiträge aus der Erziehungs- und Bildungswissenschaft, der Sozial- und Rehabilitationspädagogik, der Theologie, der Medizin, der medizinisch orientierten Psychologie und der psychoanalytisch orientierten Psychologie, der Biologie, der Ethnologie, der Medienwissenschaft, der Sprechwissenschaft, der Sport- und Bewegungswissenschaft, der Motologie, der Tanzforschung und der Geschlechterforschung vertreten.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass sich bestimmte Schwerpunkte gebildet haben, die (vermutlich) etwas mit der fachlichen und kollegialen Nähe der Akteure/-innen zu tun haben. Von den an dem Band beteiligten 21 Autoren/-innen gehören 13 dem Fachbereich Erziehungswissenschaften an (darunter auch die Herausgeberinnen).

In den Erziehungswissenschaften (einschließlich der Sozial- und Rehabilitationspädagogik, der Sport- und Bewegungspädagogik, der Motologie) dominieren Fragen der Förderung von Entwicklungsprozessen, der Persönlichkeitsbildung, der Identitätsgewinnung, der Moderation von psychischen Prozessen und der sozialen Integration vor dem Hintergrund einer sozial gedeuteten, persönlich erlebten und auch konkret angesprochenen Körperlichkeit. Von daher »bedienen« eine Reihe von Beiträgen diesen Fokus. Breit und vielfältig abgedeckt wird zum anderen aber auch das Feld einer kultur- und gesellschaftsbezogenen und gesellschaftskritischen

1. Die Tagung »Körperdiskurse« wurde ausgerichtet mit freundlicher Unterstützung des Instituts für Sportwissenschaft und Motologie und des Zentrums für Gender Studies feministische Zukunftsforschung (beide Philipps-Universität Marburg) sowie des Ursula Kuhlmann-Fonds.

Analyse, bei der der Umgang mit dem Körper aus einer theologischen, ethnologischen, soziologischen, medienwissenschaftlichen und sprechwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet wird sowie aus einem naturwissenschafts- und technikbezogenen feministischen Blickwinkel.

Sigrid Schmitz hat die Tagung als externer Gast eröffnet und wurde auch für diesen Band um einen Beitrag gebeten, weil sie ein Themenfeld abdecken kann, das in Marburg (noch) stark ›unterversorgt‹ ist: Schmitz leistet als Naturwissenschaftlerin (Biologin) einen gewinnbringenden Brückenschlag zur Frauen- und Geschlechterforschung und zur feministischen Theoriebildung und macht in ihrem Beitrag zentrale naturwissenschaftliche, soziale und politische Grenzprobleme im Kontext von körperbezogener Forschung und Geschlecht sichtbar und bearbeitbar.

Wir haben uns dafür entschieden, die Beiträge entlang vier thematischer Felder anzuordnen:

1. Der Körper als Grenzproblem
2. Körpernormen und Körperbilder
3. Körperschmerz und Körperausdruck
4. Körpermodelle und Körpererleben.

Von der Sache her – der Beschaffenheit des Körpers und seiner intensiven Verwobenheit mit sozialen, psychischen und diskursiven Prozessen – können und sollen diese thematischen Felder selbstverständlich nicht als ›trennscharf‹ verstanden werden, sondern sie heben jeweils einen bestimmten Fokus des Gesamtgefüges, in das der Körper eingebettet ist, in besonderer Weise heraus.

Im Folgenden sollen die vier Felder und die in ihnen versammelten Beiträge kurz vorgestellt werden. Wir verbinden damit die Absicht, sowohl auf die je spezifischen Fragestellungen der Autoren/-innen aufmerksam zu machen als auch auf Schnittstellen sowie übergreifende gemeinsame Blickrichtungen und Forschungsanliegen.

1. DER KÖRPER ALS GRENZPROBLEM

Im ersten Themenblock wird der Körper als ein »Grenzproblem« aufgefasst – und zwar in dem mehrfachen Sinne, dass der Körper 1. eine zeitliche Begrenzung des Lebens bedingt und mit dem Tod eine existenziell erschütternde Grenze setzt, 2. aktuell vielfältigen Formen der Entgrenzung von bisher als ›natürlich‹ angenommenen Grenzen ausgesetzt ist und uns damit 3. immer wieder und in neuer Weise vor ethische Fragen des Aushandelns von Grenzsetzungen oder Grenzöffnungen und der Bestimmung von ›Grenzwertigem‹ stellt.

Indem die Theologin *Ulrike Wagner-Rau* die Frage stellt, welche Umgangsweisen in unterschiedlichen Kulturen historisch und aktuell im Hinblick auf den toten Körper bzw. den Körper eines Verstorbenen entwickelt wurden und werden, nimmt sie eines der existenziellsten Grenzprobleme in den Blick, dem sich der Mensch als ein körperlich gebundenes Wesen stellen muss. Die ›Antworten‹, die dabei aktuell gefunden werden, stellt die Autorin zum einen in den Kontext allgemeiner gesellschaftlicher Tendenzen der Pluralisierung und Diversifikation von Handlungsmöglichkeiten einerseits und der Professionalisierung des Umgangs mit dem Tod andererseits, zum anderen fragt sie aber auch kritisch und aus einem theologischen und ethischen Blickwinkel, welche Formen des Umgangs mit dem toten Körper ›heilsam‹ sein könnten und wie viel (und welche Art) sinnlich spürbare(r) Nähe wir zum Tod und zum toten Körper brauchen, um die Achtung vor der Endlichkeit und Verletzlichkeit des Lebens und des Gegenübers nicht zu verlieren.

Ethische Grenzprobleme im Umgang mit dem toten Körper werden auch von der Kulturhistorikerin und Ethnologin *Marita Metz-Becker* aufgeworfen, wenn sie nachzeichnet, wie der Körper (insbesondere der Körper sozial marginalisierter Personengruppen) für medizinische Zwecke benutzt und (anschließend) als Ausstellungsstück in anatomischen Museen und Sammlungen im Dienste der Wissenschaft sowie der Information der Öffentlichkeit präpariert wurde und wird. Virulent wird hier die Frage, was wir mit dem Körper (alles) ›anstellen‹ dürfen und wie wir uns auf dem schmalen Grat zwischen wissenschaftlichen Erkenntnis- und Fortschrittswünschen und Haltungen des Respekts dem toten und dem lebendigen Körper gegenüber bewegen.

Zum Grenzproblem wird der Körper auch, wenn die Medienwissenschaftlerin *Petra Missomelius* mediale Visionen des postbiologischen Körpers facettenreich vorstellt. In der Erfindung von Automatenmenschen, Robotern und Cyborgs, von Übermenschen und transhumanen Wesen, die in der Literatur, im Film, in der aktuellen Performancekunst erzeugt werden, werden gängige Vorstellungen vom ›natürlich‹ gegebenen und traditionell endlichen Körper radikal irritiert und entgrenzt – bis hin zu Phantasien, die den Menschen durch ›bessere‹ technische Schöpfungen gänzlich auslöschen und ersetzen (sollen). Interessant ist hier die Frage, welche Sehnsüchte und Interessen derartige (Macht-)Phantasien, die bei weitem nicht erst im 20. Jahrhundert auftauchen, ›verkörpern‹.

Ausgangspunkt der Überlegungen der feministisch und gesellschaftskritisch argumentierenden Biologin *Sigrid Schmitz* ist die Frage, inwiefern sich in der naturwissenschaftlich-technologischen Betrachtung des Körpers eine Verschiebung ergeben hat zwischen (tradierten) deterministischen Auffassungen vom Körper und konstruktivistischen Positionen. Mit Blick

auf die Hirnforschung und die Neurotechnologien zeigt sie auf, dass sich hier eigentümliche Diskurssprünge ergeben: Wenn es etwa um Fragen der Geschlechterunterschiede geht, so lässt sich ein erstaunlich hartnäckiger Rekurs auf (veraltete) deterministische Positionen feststellen, gehirnorganische Dispositionen als ursächlich für unterschiedliche Denkleistungen von Männern und Frauen anzusehen, wenn es aber um die Verfolgung spezifischer macht- und prestigeträchtiger Ziele geht – etwa im Rahmen des ökonomisch oder militärisch gewollten Neuro-Enhancement – so wird der konstruktivistischen Logik gefolgt, dass das Gehirn eine ausgesprochen hohe Plastizität besitzt, sich in alle erdenklichen Mensch-Maschine-Inszenierungen einpassen und gemäß spezifischer (männlicher) Wünsche formen lässt. Zu Recht konstatiert Schmitz daher u.a., dass »Grenzauflösungen zwischen Natur und Technik nicht automatisch die klassischen Dichotomien von Sex und Gender auflösen oder Geschlechterhierarchien obsolet machen«.

Als Soziologin, die insbesondere an den psychischen Implikationen körperbezogenen Handelns interessiert ist, zeigt *Anke Abraham* entlang der Felder des Neuro-Enhancements, des Hochleistungssports und der Schönheitschirurgie auf, welche Gefahren sich für die persönliche Entwicklung des Einzelnen, für das soziale Miteinander und für den Körper selbst ergeben können, wenn sich biotechnologische Körpermanipulationen im Sinne einer ungebremsten Steigerung von Leistungsvermögen, Perfektion und Prestigegewinn sozial durchsetzen. Und sie macht deutlich, welche theoretischen und welche praktischen Möglichkeiten es geben könnte, ein anderes, respektierendes und annehmendes, Verhältnis zum Körper zu gewinnen und damit echte Alternativen des körperbezogenen Denkens sowie des ›leibhaftigen‹ Fühlens, Erlebens und Handelns zur Verfügung zu haben, die von ›Hochrüstungen‹ und ›Zurichtungen‹ der beschriebenen Art unabhängiger machen könnten.

2. KÖRPERNORMEN UND KÖRPERBILDER

Eine Thematisierung des Körpers ist immer auch verbunden mit dem Entwurf von Bildern über den Körper und der Anwendung von Normen, die den Körper treffen und modellieren. In seiner sozialen Sichtbarkeit und seiner gleichzeitigen intensiven Verknüpfung mit der Identität einer Person hat sich der Körper historisch schon immer als Medium geeignet, soziale Zugehörigkeiten zu inszenieren und sozialen Ausschluss herzustellen (*Elisabeth Rohr* zeigt beide Mechanismen in ihrem Beitrag auf). Und so gerät auch aktuell etwa mit dem sozial erwünschten ›schönen‹ und ›leistungsfähigen‹ Körper verstärkt der ›hässliche‹ und der ›nicht voll funktionsfähige‹ Körper in den Blick. Die Beiträge des Themenfeldes »Körpernormen und

Körperbilder« nehmen sich der diffizilen und mit einer hohen sozialen wie psychischen Sprengkraft versehenen Prozesse an, in denen körperbezogene Normierungen gebildet werden und in denen sie sozial wie psychisch – und nicht selten verbunden mit Effekten der sozialen Spaltung und mit individuellen Leiderfahrungen – abgearbeitet werden müssen.

Im Sinne einer theoretischen Einführung in das Feld der Konstruktion von Normalität und Anders-Sein nimmt der (Sozial-)Pädagoge *Eckhard Rohrmann* die Leserin/den Leser auf eine historische Zeitreise mit. In der Konfrontation mit der von Aurelius Augustinus grundgelegten und von Thomas von Aquin weitergeführten »Dämonologie« erkennt man auf eindrückliche Weise die Logik, mit der Menschen über die Anrufung von körperlichen Merkmalen und körperlichen Verhaltensweisen zu »Anderen« und »Ausgegrenzten« gemacht wurden. Ebenso wird deutlich, wie sich diese Konstruktionslogik im Rahmen der Prozesse der Biologisierung und Pathologisierung des Anders-Seins im wissenschaftlichen Gewande fortsetzen und lange unerkannt bleiben konnte, weil sie sich den Anschein wissenschaftlicher Objektivität und damit des Enthobenseins von Kritik gab. Doch auch mit der Offenlegung und Kritik dieser Konstruktionslogiken bleibt die Frage, warum wir immer wieder auf Normalitätsunterstellungen Bezug nehmen, warum wir das Konstrukt »Normalität« (offensichtlich) brauchen, welche Konsequenzen es zeitigt und welche alternativen Auslegungen von Normalität es geben könnte – zu derartigen kritischen Befragungen unserer Deutungsselbstverständlichkeiten regt der Beitrag an.

Die Rehabilitationspädagogin *Heike Schnoor* geht in ihrem Beitrag der Frage nach, wie »Behinderung« sozial konstruiert wird, welche Möglichkeiten der Dekonstruktion und Neubewertung hier denkbar wären und welche Formen des subversiven Spiels mit stigmatisierenden Zuschreibungen Betroffene im Rahmen künstlerischer Artikulationsformen entwickeln. Aus einer kulturtheoretischen und kulturkritischen Perspektive kommt dabei das Dilemma in den Blick, dem hoch technisierte Gesellschaften und in graduellen Abstufungen alle Menschen ausgesetzt sind: Über die Konstruktion von am Körper festgemachten »Abweichungen« und dem sozial hergestellten Leiden an diesen Abweichungen (es wird das Gefühl erzeugt, es liege ein »Makel« vor) wird ein Bedarf erzeugt, korrigierend und optimierend in den Körper einzugreifen. Medizin- und Biotechnologien zeigen hier in besonders prekärer Weise ihr janusköpfiges Gesicht: Sie mindern das Leid an (sozial konstruierten) Defekten, verfestigen damit aber Normalitätsvorstellungen und erhöhen den Druck auf den Einzelnen, »normal« und »voll funktionsfähig« sein zu müssen und zu wollen (bis hin zu mitunter völlig unrealistischen Gesundheits- und Perfektionsphantasien). In den exemplarisch angedeuteten künstlerischen Arbeiten sieht die Autorin dem gegenüber gelingende Versuche eines »Stigmamanage-

ments« und der nötigen psychischen Integration des ›Makels‹ in die eigene Identität. Beim Betrachten der provokanten Bilder der Künstler/-innen kann zum anderen deutlich werden, wie tief Normalitätsvorstellungen in uns verankert sind und wie schwer es sein kann, eine ›Behinderung‹ zu sehen und eine angemessene Reaktionsform zu finden.

Auch *Jens Ried* untersucht in einer Forschergruppe gesellschaftlich etablierte Normen: Sein Forschungsschwerpunkt ist die Analyse von Übergewicht und Adipositas als einem ›anstößigen‹ Phänomen in Zeiten des Schlankheitsdiktats und er analysiert die hiermit verbundenen Prozesse der Diskursivierung und Stigmatisierung. Auf der Grundlage einer soziologischen Stigmatheorie (Goffman) und entlang der Chiffren »Passion«, »Pathologie« und »Kultur« zeichnet der Autor nach, in welcher Hinsicht Übergewicht als ein Problem des individuellen Verhaltens (Passion), der biologisch-genetischen Anlage (Pathologie) oder der kulturellen Rahmenbedingungen (für Ernährung, Bewegung, psychische Gesundheit etc.) gedeutet werden kann und gedeutet wird und welche Konsequenzen diese unterschiedlichen Deutungen jeweils für die Betroffenen haben (können). Zugleich weist der Autor darauf hin, dass die Stigmatisierungsproblematik im Rahmen des Phänomens Übergewicht bei weitem noch nicht hinreichend erschlossen ist und es vor allem einer Integration der unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven bedürfte.

Auch Bilder haben eine normative Kraft und erfüllen vielleicht gerade deshalb in ›unsicheren Zeiten‹ eine wichtige Funktion im Rahmen der Identitätsbildung. In diesem Sinne geht der Erziehungswissenschaftler und Jugendforscher *Benno Hafener* der Frage nach, in welcher krisenhaften gesellschaftlichen Situation sich männliche Jugendliche heute befinden und welche Bedeutung in diesem Rahmen die vielfältigen auf den Körper bezogenen oder den Körper einbeziehenden ›Jungenbilder‹ haben, die auf dem ›Markt‹ sind. Mit Rückgriff auf ein breites Spektrum an Diskursen über das männliche Erwachsenwerden skizziert der Autor zwölf zentrale Topoi und zeigt dabei, dass hier eine ausgesprochen breite und heterogene (Körper-)Bilderwelt vorliegt, die eine Vielzahl von Identitätsangeboten macht – welche und wie diese Angebote aufgenommen werden und was sie jeweils bewirken, ist dabei eine spannende und empirisch offene Frage.

3. KÖRPERSCHMERZ UND KÖRPERAUSDRUCK

In dem thematischen Feld, das wir mit dem Titel »Körperschmerz und Körperausdruck« bezeichnet haben, wird der Körper als ein Medium thematisiert, das zum einen Schmerz sowohl erleidet (etwa in rituellen oder ritualisierten Handlungen) als auch ›verkörpert‹ und damit Soziales wie

Psychisches zum Ausdruck bringt, und das zum anderen generell als ein Medium der Stiftung von Beziehungen, der Kommunikation, der Mitteilung und des Ausdrucks fungiert – so etwa im Sprechen und im Tanzen.

Den Auftakt dieses Themenfeldes bildet der Beitrag von *Elisabeth Rohr*, der zentralen kulturhistorischen, sozialen und psychischen Dimensionen und Implikationen des invasiven und schmerzhaften »Zeichensetzens auf der Haut« (Skarifikationen, Tattoos, Piercings) nachgeht. So wird zum einen nachgezeichnet, wie grundlegend sich Formen der Einschreibung in den Körper kulturell und in ihrer sozialen Bedeutung gewandelt haben, und es wird zum anderen nach den Funktionen und Bedeutungen gefragt, die Körperpraktiken dieser Art für Jugendliche heute haben können. Dabei wird vor dem Hintergrund kulturkritischer Zeitdiagnosen und psychoanalytischer Überlegungen zur Krisenhaftigkeit der Adoleszenz plausibel gemacht, welche die Identität stützenden Funktionen, aber auch, welche eine echte Konfliktlösung eher behindernden Momente in dieser Art des (autoaggressiv und regressiv getönten) Körperhandelns liegen (können).

Dass körperlicher Schmerz ein Ersatzmedium darstellen und Ausdruck nicht angemessen verarbeiteter psychischer Belastungen und Schmerzen sein kann, wird auch von *Gerhard Bolm* thematisiert. Im Rahmen seiner Arbeit als Psychotherapeut und Lehrender erlebt der Autor sowohl bei Patienten wie bei Studierenden der Medizin häufig das Phänomen, dass körperliche Schmerzen nur dann akzeptiert werden bzw. als »erklärt« gelten, wenn sich auch ein somatischer Befund bzw. eine somatische Ursache identifizieren lässt. Mit Bezug auf die Klein-Bion-Schule illustriert Bolm, wie sich die Entstehung von Schmerzen (Schmerzstörungen, chronischer Schmerz) biographisch und psychodynamisch erklären und verstehen lässt: Starke Affekte, die mental nicht »verdaut« und damit nicht zu einer fühlbaren und bearbeitbaren Emotion werden können, werden auf den Körper projiziert und entwickeln dort eine Schmerzsymptomatik. Im therapeutischen Dialog kann es gelingen, den körperlichen Schmerz als Äquivalent für einen erlebten und bisher eingekapselten Schmerz freizulegen, ihn als psychischen Schmerz für den Patienten erkennbar zu machen und konstruktiv zu bearbeiten.

Die Medizinerin *Corinna Leonhardt* diskutiert in ihrem Beitrag Erkenntnisse über den wechselseitigen Zusammenhang von körperlicher Aktivität und Rückenschmerz aus medizinischer und psychologischer Sicht. Sie hält dabei Annahmen aus bekannten psychologischen Modellen zur Schmerzchronifizierung, die bei angstbesetztem Verhalten von einer Dekonditionierung für Bewegung ausgehen, für fragwürdig. Auf der Grundlage einschlägiger Studien zeigt sie, dass Rückenschmerzpatienten kein niedrigeres Aktivitätsniveau aufweisen als der übrige Teil der Bevölkerung. Außerdem macht sie deutlich, dass sich die positiven Wirkungen von

Aktivitätsprogrammen vermutlich weitaus eher durch die generelle Aktivierung von Bewegung und einer damit verbundenen psychischen Aufhellung und Stressreduzierung erklären lassen als durch die medizinisch und physiotherapeutisch betonten muskulär-konditionierenden Aspekte.

Die Sprechwissenschaftlerin *Christa Heilmann* sensibilisiert in ihrem Beitrag für die besonderen Qualitäten und Effekte, die sich im ›Zwischen‹ (»In-between«) kommunizierender Körper ergeben können. Dabei verweist sie mit Hilfe philosophischer, phänomenologischer, kommunikationstheoretischer und sprechwissenschaftlicher Überlegungen darauf, dass der Körper nicht in seiner materialen Gestalt und seinen sichtbaren Grenzen aufgeht, sondern dass er atmosphärisch in den Raum ausgreift und in der Begegnung mit anderen Körpern oder Medien etwas Neues, ›Drittes‹ schafft. So konstituiert sich Sinn in den »Grauzonen« performativer Vorgänge und im Falle multimedialer Verknüpfungen – etwa wenn Sprache, Bewegung, Musik, Film, Foto, Licht in Interaktion treten – komplizieren und erweitern sich die Adressierungen und Bezogenheiten in hohem Maße und es entstehen nicht vorhersehbare Effekte durch Synergien und Interferenzen. Spannend ist in diesem Zusammenhang die Frage, was sich in der Begegnung konkret anwesender Körper mit medial (Film, Foto) repräsentierten Körpern ereignet, welche Körper hier wodurch Deutungshoheit erhalten und welche neuen Seh- und Erlebensweisen beim Betrachter ausgelöst werden.

In enger Verbindung zu dem Beitrag von Christa Heilmann steht der Beitrag der Tanzpädagogin *Brigitte Heusinger von Waldegge*. In einem gemeinsamen multimedialen Performanceprojekt (an dem auch die Medienwissenschaftlerin Petra Missomelius mitgewirkt hat) wurden die von Heilmann beschriebenen Effekte im »In-between« praktisch ausgelotet. Als Pädagogin wählt die Autorin einen an die Theorien der ästhetischen Bildung angelehnten Zugang zum Verständnis ihres Vorgehens und sie macht deutlich, wie sich in der aktiven körperlichen Auseinandersetzung – im Sich-Bewegen und Spüren, in der Begegnung mit Differenzen, Widerständen, Unvertrautem – bereits im Prozess des Tuns auf einer präreflexiven, körperlich-leiblichen Ebene Erkenntnisprozesse einstellen. In der Beschreibung exemplarisch ausgewählter Szenen werden die tänzerischen, filmischen und dramaturgischen Mittel nacherlebbar und nachvollziehbar, die Sehgewohnheiten irritieren und neue Wahrnehmungsmöglichkeiten schaffen können. Im Hinblick auf die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen betont die Autorin, wie zentral es ist, offene und zugleich Halt gebende Möglichkeitsräume zu gestalten, in denen Jugendliche sich mitteilen und »sich tatsächlich einmal ›anders‹ ausprobieren« können.

4. KÖRPERMODELLE UND KÖRPERERLEBEN

Unter dem thematischen Dach »Körpermodelle und Körpererleben« sind Beiträge versammelt, die (so wie der gerade vorgestellte Beitrag) einen starken Bezug zur praktischen Arbeit mit dem Körper aufweisen. *Jürgen Seewald* und *Holger Jessel* sind im Bereich der Motologie tätig und mit Fragen der Entwicklungsförderung durch die Ansprache des Körpers und der Bewegung befasst; *Susanne Maurer* und *Lars Täuber* nutzen das Konzept der »somatischen Resonanz« (auf der Grundlage der Biosynthese) im Rahmen ihrer (sozial-)pädagogischen Arbeit; *Helga Krüger-Kirn* ist als Psychotherapeutin an der Beschaffenheit und Genese der Körperbotschaften von Mädchen und Frauen interessiert und *Bettina Wuttig* befragt, wie Krüger-Kirn aus einer geschlechterkritischen Perspektive, das Phänomen der Inkorporierung traumatischer Erlebnisse und stellt Möglichkeiten der Rückgewinnung neuer Erlebens- und Ausdrucksmöglichkeiten durch Körperarbeit vor. In diesen Kreis einer auf Emanzipation und Entwicklungsförderung angelegten körperbezogenen Arbeit gehört thematisch auch der Beitrag von *Brigitte Heusinger von Waldegge*, den wir dem Feld »Körperausdruck« zugeordnet haben – er kann hier entsprechend mitgelesen und mitgedacht werden.

Der leibphänomenologisch ausgerichtete Körper- und Bewegungswissenschaftler *Jürgen Seewald* gibt einen Überblick über zentrale Körpermodelle, die für den Fachdiskurs in der Motologie und Psychomotorik bedeutsam waren und sind, die aber auch generell im Rahmen der Diskussion um die Phänomene von Körperlichkeit, Leiblichkeit und Bewegung von Relevanz sind. Ein besonderes Gewicht erhält dabei die Darstellung »des Leibes als Partner«, der in dem von Seewald entwickelten »Verstehenden Ansatz« eine Schlüsselstellung einnimmt: Über diese Figur und mit den sie fundierenden Grundlagen im Anschluss an die Leibphänomenologie Merleau-Pontys können zentrale Verknüpfungen zwischen der Leiblichkeit und den in der Entwicklungsförderung zu bearbeitenden Beziehungs- und Lebensthemen gelingen.

Im Kontext (sozial-)pädagogischen Denkens machen *Susanne Maurer* und *Lars Täuber* mit ihrem Beitrag zur »körperbezogenen Wahrnehmung« und zu »somatischen Resonanzen« auf eine wesentliche Quelle der pädagogischen und therapeutischen Intervention aufmerksam, die aber (bisher) im Fachdiskurs stark vernachlässigt wurde. Frühe Prozesse der Herstellung von Bindung und Vertrauen sowie Prozesse der Erziehung, Bildung, Förderung sind maßgeblich auf die unmittelbare leibliche Begegnung ausgerichtet und entfalten in ihr die nachhaltigsten Wirkungen. Eine genauere Kenntnis der hier ablaufenden (neuronalen und empathischen) Prozesse ist dringend geboten: Zum einen, um die hier angelegten Poten-

ziale (etwa des Erkennens von ›Blockaden‹ und des ›Wieder-in-Fluss-Kommens‹) besser einsetzen und nutzen zu können, und zum anderen, um die Gefahren der Instrumentalisierung des Wissens um somatische Resonanzen für Zwecke der (Selbst-)Ausbeutung und (Selbst-)Optimierung und der ›übergriffigen‹ Fremdsteuerung kritisch einschätzen zu können.

Der Motologe *Holger Jessel* bahnt in seinem Beitrag Wege zu den Tiefenschichten gewalttätigen Verhaltens. Mit Hilfe einer substanziellen Analyse des Zusammenhangs von der leiblich-körperlichen Verfasstheit des Menschen und dem leiblich-körperlichen Widerhall von Empfindungen und Gefühlen sowie im Anschluss an die biographietheoretischen Überlegungen von Ferdinand Sutterlüty werden biographisch erworbene Gefühlsdispositionen und Reaktionsmuster herausgearbeitet. Dabei kommt der subjektive Gewinn gewalttätigen Verhaltens ebenso in den Blick wie die systematisch verstellten Alternativen des Empfindens und Handelns. Im Hinblick auf eine entwicklungsfördernde Arbeit mit gewalttätigen Jugendlichen wird mit Rekurs auf Hermann Schmitz die Bedeutung leiblichen Spürens und die Bereitstellung alternativer Spürgelegenheiten hervorgehoben und mit Rekurs auf Pierre Bourdieu für eine explorierende und Alternativen aufzeigende Arbeit am körperlichen (Gewalt-)Habitus plädiert.

Um frühe leiblich-affektive Erfahrungen und deren Wirkungen und Konsequenzen für den Aufbau von Identität geht es auch in dem Beitrag von *Helga Krüger-Kirn*. Die Psychoanalytikerin stellt in ihrer praktischen Arbeit immer wieder fest, wie stark Frauen zu einer »Negativbesetzung« ihres Körpers neigen und sie zeichnet in ihrem Beitrag nach, wie es auf mikrosozialer Ebene (insbesondere in der Mutter-Tochter-Interaktion) zu diesen Besetzungen kommt und welchen Einfluss soziale Zuschreibungen an Mädchen und Frauen im Sinne von Rollenbildern, Körperbildern, Weiblichkeits- und Mütterbildern in diesem Rahmen haben. Die Autorin begreift den »analytischen Raum« als Chance, unbewusste Dynamiken zu entdecken (etwa die Abwehr aggressiver Impulse, die Abwertung der Mutter, den Verzicht auf aktives Begehren, die Leugnung homoerotischer Phantasien) und Veränderungsmöglichkeiten im Sinne einer vitaleren Weiblichkeit zu entwickeln, indem Deutungs- und Integrationsmöglichkeiten für sozial und individuell bisher nicht repräsentierte Empfindungs- und Lebensmöglichkeiten angeboten werden. Die leiblich repräsentierten und spürbar werdenden Einschränkungen können dabei ein wichtiger Wegweiser sein.

Die tanztherapeutisch versierte Pädagogin *Bettina Wuttig* setzt sich mit dem Verhältnis von Körper, Trauma und Geschlecht auseinander. Sie betrachtet dabei traumatischen Stress als machtvoll Besetzung des Körpers, die sich mit der Strukturkategorie Geschlecht verschränkt. Die Aneignung einer vergeschlechtlichten Habitusform geschieht nicht stressfrei – deshalb

spricht die Autorin von der Inkorporation von ›geschlechtlichem Stress‹. Diese Einverleibung, so Wuttigs These, kann auch wieder exkorporiert werden, und zwar durch »Körperachtsamkeitspraktiken«, die den Körper in eine vibrierende Ruhe versetzen, den Stress transformieren und damit neue Wahrnehmungs- und Ausdrucksmöglichkeiten eröffnen können.

Diese Skizzen mögen genügen, um einmal mehr ins Gespür zu bringen, dass und inwiefern wir es beim Körper mit einem existenziell hoch bedeutsamen, überaus komplexen und zugleich äußerst störanfälligen und bedrohten Phänomen zu tun haben – mit einem Phänomen, mit dem unser Leben und die Gestaltung unserer Welt weitaus stärker steht und fällt, als wir es gemeinhin anzunehmen gewohnt sind oder wahr haben wollen: »*Was dem Körper geschieht, geschieht auch dem Leben*« haben Annele Keil und Herbert Maier in ihrem bereits in den 1980er erschienenen Aufsatz »*Körperarbeit als Wiederaneignung von Lebensperspektive*« bemerkt (Keil/Maier 1984, 111). Vor diesem Hintergrund laden die hier präsentierten Beiträge dazu ein, den vielfältigen sozialen und psychischen Lebensspuren, die der Körper legt und die wir dem Körper legen, zu folgen.

Dank

Allen Autorinnen und Autoren, die sich auf die Zumutung eingelassen haben, auf relativ begrenztem Raum einen substantiellen Beitrag zur Diskussion um den Körper zu leisten, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Dank für die pünktliche Abgabe der Manuskripte und die Einwilligung in Überarbeitungsvorschläge und einen großen Dank dafür, dass sie mit ihren engagierten und spannenden Ausführungen dazu beigetragen haben, einen breiten Strauß von Körperthematisierungen zusammen zu führen, der vielfältige Anknüpfungspunkte für die Vernetzung von Forschungsanliegen bietet.

Eine ausgesprochen wertvolle und zuverlässige Hilfe in der mühseligen Kleinarbeit der Manuskripterstellung und Bearbeitung war Claudia Boebel, bei der wir uns sehr herzlich bedanken; ebenso gilt unser Dank Alexandra Karwatzki, die uns bei Rechercheaufgaben zügig und kompetent ›beliefert‹ hat.

Und schließlich gilt unser Dank dem transcript-Verlag, namentlich Birgit Klöpfer, der das Projekt mit großem Interesse aufgenommen hat, von Beginn an mit Rat und Tat zur Seite stand und sich in vielen Details als kooperativ und unterstützend gezeigt hat.

Bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass der kritische und wachsame Austausch zum ›Schicksal‹ des Körpers durch diesen Band, hier und anderswo, angeregt, fortgesetzt und Disziplinen übergreifend in Theorie und Praxis ausgebaut wird.

Literatur

- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Opladen (WDV).
- Berger, Peter L., Thomas Luckmann (1996): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M. (Fischer). [zuerst 1966]
- Boltanski, Luc, Eve Chiapello (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz (UVK).
- Bourdieu, Pierre (1996): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Degele, Nina, Sigrid Schmitz (2009): Kapitalismuskompatible Körper. Zum wechselseitigen ›Enhancement‹ gesellschaftstheoretischer und naturwissenschaftlicher Körperdiskurse. In: Boike Rehbein, Klaus-Wilhelm West (Hg.): Globale Rekonfigurationen von Arbeit und Kommunikation. Konstanz (UVK) (i.E.).
- Gramsci, Antonio (1993): Gefängnishefte, hg. von Klaus Bochmann, Wolfgang F. Haug. Hamburg (Argument), Bd. 5, § 153, 1028.
- Graumann, Sigrid, Ingrid Schneider (Hg.) (2003): Verkörperte Technik – Entkörperte Frau. Biopolitik und Geschlecht. Frankfurt a.M., New York (Campus).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Wiesbaden (WDV).
- Fischer, Wolfram (2003): Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 9-31.
- Fuchs, Peter (2005): Die Form des Körpers. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 48-72.
- Hasse, Jürgen (2003): Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln? In: Martin E. Döring, Gunther H. Engelhardt, Peter H. Feindt, Jürgen Ossenbrügge (Hg.): Stadt – Raum – Natur: die Metropolregion als politisch konstruierter Raum. Hamburg (Hamburg University Press), 171-199.
- Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königstein/Taunus (Helmer).
- Kaindl, Christina (2007): Subjekte im High-Tech-Kapitalismus. In: Christina Kaindl (Hg.): Neoliberalismus. Marburg (BdWi-Verlag), 141-163.
- Keil, Annelie, Herbert Maier (1984): Körperarbeit als Wiederaneignung von Lebensperspektive. In: Michael Klein (Hg.): Sport und Körper. Reinbek (Rowohlt), 111-126.
- Krais, Beate, Gunter Gebauer (2002): Habitus. Bielefeld (transcript).
- Kreisky, Eva (2006): Ermattete Staatskörper und (re-)vitalisierte Körpermärkte. Vergeschlechtlichte Körpermärkte im Neoliberalismus. In:

- Birgit Sauer, Eva-Maria Knoll (Hg.): Ritualisierung von Geschlecht. Wien (WUV), 223-239.
- Lemke, Thomas, Susanne Krasmann, Ulrich Bröckling (2000): Gouvernamentalität der Gegenwart. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Lindemann, Gesa (1992): Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut. In: Zeitschrift für Soziologie, 21, 5, 330-346.
- Lindemann, Gesa (1996): Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib. In: Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley, Donatus Thürnau (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 146-175.
- Lindemann, Gesa (2005): Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 114-138.
- Lindemann, Gesa (2006): Lebendiger Körper – Technik – Gesellschaft. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel, Teil 2. Frankfurt a.M., New York (Campus), 689-704.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (de Gruyter). [zuerst 1945]
- Meuser, Michael (2002): Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers. In: Kornelia Hahn, Michael Meuser (Hg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz (UVK), 19-44.
- Meuser, Michael (2004): Zwischen »Leibvergessenheit« und »Körperboom«. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft, 1, 3, 197-218.
- Nowak, Iris (2006): Von mutigen Männern und erfolgreichen Frauen. Work-life-Balance in prekarierten Verhältnissen. In: Christina Kaindl (Hg.): Subjekte im Neoliberalismus. Marburg (BdWi-Verlag), 59-75.
- Schmitz, Hermann (2007): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Bielefeld und Locarno (Edition Sirius).
- Schneider, Werner (2005): Der Prothesen-Körper als gesellschaftliches Grenzproblem. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 371-397.
- Schroer, Markus (2005): Zur Soziologie des Körpers. In: Markus Schoer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 7-47.
- Schröder, Jörg (2008): Der flexible Mensch und sein Leib. Dissertation (Philipps-Universität Marburg).

- Schütz, Alfred (1981): Theorie der Lebensformen. Hg. und eingeleitet von Ilja Srubar. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)[zuerst 1925].
- Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Berlin (Berlin Verlag).
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

